

MARKUS MARIA WEBER



EIN
COFFEE TO GO
IN TOGO

EIN FAHRRAD, 26 LÄNDER
UND JEDE MENGE KAFFEE



Den Bildteil finden Sie hinter
Buchseite 237, die Übersichtskarte
der Route am Ende des Buches.





Folgen Sie uns!

Wir informieren Sie gerne und regelmäßig über Neuigkeiten aus der Welt des CONBOOK Verlags. Folgen Sie uns für News, Specials und Informationen zu unseren Büchern, Themen und Autoren.



www.conbook-verlag.de/newsletter



www.facebook.com/conbook



SCANNEN UND
FAN WERDEN



1. Auflage

© Conbook Medien GmbH, Meerbusch, 2016

Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de

Lektorat: Eva Reinitz

Einbandgestaltung: Benedikt Schmitz

Satz: David Janik

Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-95889-138-8

Die in diesem Buch dargestellten Zusammenhänge, Erlebnisse und Thesen entstammen den Erfahrungen und/oder der Fantasie des Autors und/oder geben seine Sicht der Ereignisse wieder. Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden Personen, Unternehmen oder Institutionen sowie deren Handlungen und Ansichten sind rein zufällig. Die genannten Fakten wurden mit größtmöglicher Sorgfalt recherchiert, eine Garantie für Richtigkeit und Vollständigkeit können aber weder der Verlag noch der Autor übernehmen. Lesermeinungen gerne an feedback@conbook.de.

MARKUS MARIA WEBER



EIN
COFFEE TO GO
IN TOGO

**EIN FAHRRAD, 26 LÄNDER
UND JEDE MENGE KAFFEE**

*Für den senegalesischen Apotheker mit der Jägermeisterkappe.
Für Tine Wittler, meine Mutter und meine Therapeutin.*

Ohne Euch wäre ich nicht so weit gekommen!

INHALT

Prolog	13
------------------	----

ETAPPE 0: ALLER ANFANG IST SCHWER. 17

Deutschland	
Ein Kaffee, der alles verändert	19
Aus der Nummer komm ich nicht mehr raus!	22
Tausche Hotelbett gegen Zelt.	26
Besuch beim Tropenarzt	29
Mit viel Elan und ohne Plan	33
Der Aufbruch	38

ETAPPE 1: TIEF IM OSTEN 41

Deutschland – 78 km	
Fragen und Freiheit in der Heimat	43

Deutschland – 116 km	
Drei Stücke Kuchen und dreitausend Kilometer	48

Deutschland – 282 km	
Odysee ins Allgäu.	51

Österreich – 727 km	
Küss die Hand, gnä' Frau	56

Slowakei – 861 km	
In der Fremde	60

Ungarn – 1.095 km	
Every rose has its thorn	63

Kroatien – 1.617 km	
Kroatische Katastroph'	69

Serbien – 1.914 km	
Donaudurchbruch im Maisfeld	72

Serbien – 1.976 km	
Fear of the dark	77
Bulgarien – 2.319 km	
Begegnungen in Bulgarien	82
Bulgarien – 2.613 km	
Ruhetag in Russe und Schenkel aus Serrano	87
Bulgarien – 2.745 km	
Kolchosekötter	91
Rumänien – 2.980 km	
Nikolai, der Lebensretter	96
Rumänien – 3.077 km	
Einst ging ich am Ufer der Donau entlang: die Statistik	103
Republik Moldau – 3.180 km	
Emil und die Detektive	105
Republik Moldau – 3.263 km	
Wodkatrinken mit Russen	111
Ukraine – 3.908 km	
Kateryna und der Grizzly.	115
ETAPPE 2: TIEF IM SÜDEN	119
Türkei – 3.909 Kilometer	
Neustart in Istanbul	121
Türkei – 4.167 Kilometer	
Dörfer, Städte, Minarette	124
Türkei – 4.645 Kilometer	
My way on the highway	129
Türkei – 5.011 Kilometer	
Tine Wittler hat meine Reiseroute zerstört.	137
Griechenland – 5.028 Kilometer	
Griechischer Wein, Teil 1	142

Griechenland – 5.106 Kilometer	
Griechischer Wein, Teil 2	147
Vatikanstadt – 6.010 Kilometer	
Im kriminellsten Land der Welt	151
Italien – 6.312 Kilometer	
Italienischer Herbst	154
Spanien – 6.436 Kilometer	
Spanische Straßen	158
Spanien – 6.513 Kilometer	
Franc, der Franzose	161
Spanien – 6.677 Kilometer	
Franc, le Clochard	167
Spanien – 7.636 Kilometer	
Costa del Sol: die Route des Schreckens	172
Spanien – 7.765 Kilometer	
Ein Hauch von Afrika	177
ETAPPE 3: AFRIKA	179
<hr/>	
Marokko – 7.765 Kilometer	
Tanger, das Tor zu Afrika	181
Marokko – 7.820 Kilometer	
Ali Baba und die 40 Räuber	183
Marokko – 7.964 Kilometer	
Diarrhoe-Diät im Marihuana-Mekka	187
Marokko – 8.163 Kilometer	
Von Straßensperren und Banditen	192
Marokko – 8.320 Kilometer	
Weihnachten in Afrika	196
Marokko – 8.661 Kilometer	
Der sehr hohe und kalte Atlas	200

Marokko – 8.782 Kilometer	
Jahreswechsel in Marokko	209
Marokko – 8.782 Kilometer	
Should I stay or should I go?	214
West-Sahara – 8.894 Kilometer	
Brennend heißer Wüstensand	216
West-Sahara – 8.894 Kilometer	
Das Niemandsland	222
Mauretanien – 8.894 Kilometer	
BÄM! Tine, da bin ich!	228
Mauretanien – 8.894 Kilometer	
Eine Liebeserklärung	232
ETAPPE 4: ACH, AFRIKA!	239
Senegal – 8.894 Kilometer	
Gefährliche Gazellen	241
Senegal – 9.117 Kilometer	
Radtour durch die Sahelzone.	247
Senegal – 9.174 Kilometer	
Der Vorort zur Hölle	252
Senegal – 9.252 Kilometer	
Ein Abschied und ein Café Touba	259
Senegal – 9.473 Kilometer	
Nie mehr ohne Malarone	263
Gambia – 9.555 Kilometer	
Genesung in Gambia	271
Gambia – 9.555 Kilometer	
El aventurero argentino.	278
Guinea-Bissau – 10.074 Kilometer	
Bizarrer Kaffee in Bissau	282

Guinea – 10.398 Kilometer	
Mein schwerster Tag.	288
Guinea – 10.601 Kilometer	
Leben und sterben in Guinea	297
Sierra Leone – 11.052 Kilometer	
Im Bett eines Diktators	302
Sierra Leone – 11.160 Kilometer	
Kein freies Geleit in Freetown	309
Sierra Leone – 11.160 Kilometer	
Freetown, Stadt der Freiheit	315
Sierra Leone – 11.209 Kilometer	
Paradise City	321
Sierra Leone – 11.237 Kilometer	
Im Land der Diamantenschmuggler	327
Liberia – 11.685 Kilometer	
God bless Jon's Lonely Planet!	332
Liberia – 11.793 Kilometer	
Von Rindenschnaps und Schulbüchern.	338
Liberia – 11.883 Kilometer	
Couchsurfingkarma.	347
Liberia – 12.125 Kilometer	
God bless Liberia	353
Liberia – 12.268 Kilometer	
Ein Ende an der Grenze.	359
Guinea – 12.418 Kilometer	
T.I.A. – This is Africa!	367
Elfenbeinküste – 12.463 Kilometer	
Scheiße noch eins, ich bin verflucht!	375
Elfenbeinküste – 12.761 Kilometer	
Das Knochenbrecherfieber.	383

Elfenbeinküste – 12.764 Kilometer	
Die schwarze Mamba	388
Elfenbeinküste – 13.271 Kilometer	
Die Kettenmenschen von Bouaké	391
Elfenbeinküste – 13.335 Kilometer	
Endspurt ins Unglücklichsein	399
Ghana – 13.439 Kilometer	
Und das ist das Ende, beinah!	407
Ghana – 13.738 Kilometer	
Fischer, Sklaven und ein Abschied.	411
Togo – 14.037 Kilometer	
Ein Kaffee in Togo	416
Togo – 14.037 Kilometer	
Ein Coffee to go in Togo	422
ETAPPE 5: HEIMKEHR	427
<hr/>	
Togo	
Besuch bei einer Voodoohexe	429
Deutschland	
Zurück zu Hause.	439
Epilog	441

PROLOG

5. DEZEMBER 2012

Gerade hatte ich den größten Schritt meines Lebens getan. Hinter mir lag Europa. Vor mir ragten die dunklen Schemen des afrikanischen Kontinents aus dem Nebel. In diesem Moment begriff ich noch nicht, was die kurze Überfahrt an unmöglichen und brenzligen Abenteuern für mich bringen sollte. Ich merkte nur, dass ich an Bord der grau-grünen RoPax-Fähre dem afrikanischen Kontinent mit jedem Atemzug ein Stück näher kam und mich gleichzeitig unaufhaltsam von meiner Heimat entfernte. Eine Heimat, die ich von diesem Tag an mit anderen Augen betrachten sollte.

Die schmale Wasserstraße zwischen dem grauen Fels von Gibraltar am südwestlichen Zipfel Europas und den dunklen marokkanischen Hügeln an der Spitze Afrikas ist ein magischer Ort. Knapp dreißig Kilometer sind es zwischen der spanischen Hafenstadt Algeciras und dem marokkanischen Tanger, dem Tor zu Afrika. Dazwischen liegt die Straße von Gibraltar, die den Atlantik mit dem Mittelmeer verbindet und die beiden Kontinente Europa und Afrika voneinander trennt. Fischer, Händler, Seeräuber und Walfänger sind früher durch die Meerenge gefahren. Heute sind es riesige, hochmoderne Frachter. Sie haben bunte Container, Lastwagen und Autos geladen und pendeln zwischen den beiden Welten hin und her. Die Natur lässt sich dadurch nicht beirren und die Meerenge ist noch immer ein eindrucksvoller Ort, um Schwertwale, Orcas und zahlreiche Delfinarten zu beobachten. Dreißig Kilometer Lebensraum für die großen Meeressäuger und Trennungslinie zwischen Europa und Afrika.

All das war mir in diesem Moment egal. Ich stand an Deck der rostigen Fähre und blickte auf den Horizont. Ich war alleine. All die anderen, exotisch aussehenden Frauen und Männer befanden sich im Inneren des Schiffes. Nur ich stand oben an Bord, hielt es in der Enge

des Innenraums nicht mehr aus. Genauso wie einige Monate zuvor, als mich alles erschlagen hatte: Die Enge der Büroräume, die Enge der Aufgaben und die Engstirnigkeit der Kollegen, Kunden und Vorgesetzten, die vor lauter Vertiefung in ihre Exceltabellen und Powerpointfolien die eigentliche Aufgabe nicht mehr gesehen hatten. Und so auch ich. Eingenommen von der täglichen Routine und eingeeignet von mir selbst. Immer im selben Trott, im selben Rhythmus.

Meine Flucht aus der Zivilisation war nun genau ein halbes Jahr her. Gerade hatte ich die ersten sechs Monate meines Abenteuers überstanden, und nun war ich an Deck der großen Fähre, die dreimal täglich zwischen Afrika und Europa pendelt.

Durch das fleckige Seitenfenster im Bug blickte ich in den Innenraum des Schiffes. Ich beobachtete die Mütter, wie sie ihren aufgeregten Kindern die Delfine zeigten, die neben dem stählernen Frachter mitschwammen, und die Väter, die für ihre Familien die Einreisedokumente ausfüllten. Ich beobachtete die dickbäuchigen Lkw-Fahrer, die an der Theke standen, sich unterhielten und Tee aus weißen Porzellantassen schlürften. Und einige traditionell gekleidete Moslems, die sich zum Mittagsgebet in eine ruhige Ecke zurückgezogen hatten.

Ich blickte über den Bug der Fähre nach vorne. Im Dunst des Horizonts konnte ich ein dunkelgrünes, düsteres Stück Land erkennen, das sich mit seinen Felsen bedrohlich schnell näherte. Afrika – viel wusste ich nicht über den Kontinent. Noch nie hatte ich ihn betreten. In meinen Gedanken mischten sich fröhlich-bunte Fantasien von Menschen, Landschaften und wilden Tieren mit grauen Vorurteilen von Kriegen, Hunger und Krankheiten. Was würde mich hier wohl erwarten?

In meiner Hand hielt ich einen Pappbecher mit Kaffee. Schwarz, so wie ich ihn immer trank. Tiefschwarz und stark. Hätte ich den Rat meiner Familie und meiner Kollegen beherzigen und lieber in Europa bleiben sollen? War ich nicht viel zu naiv an dieses Abenteuer herangegangen? Vielleicht war es mir aber auch vorherbestimmt, diesen entscheidenden Weg in meinem Leben so blauäugig anzutreten. Afrika. Togo. Wie konnte ich mir dieses verrückte Vorhaben in den Kopf setzen?

Ich erinnerte mich an den Tag, an dem alles begonnen hatte. An den Tag, an dem ich wusste, dass ich es tun würde. An den Tag, ab dem ich nur noch in verständnislose, fragende Gesichter geblickt hatte, wenn ich mein Vorhaben erläuterte. Auf einmal musste ich grin-

sen. Viele meiner Freunde und Kollegen hatten mir nicht zugetraut, dass ich es überhaupt bis hierher schaffen würde. Ganz alleine, nur mit Fahrrad und Zelt.

Ich lachte in mich hinein, dachte an die vergangenen Monate und trank noch einen Schluck des inzwischen lauwarmen Kaffees. Dann blickte ich auf das immer näher kommende Land vor mir. Tanger, Marokko. Das Tor zu Afrika.

ETAPPE 0

ALLER ANFANG IST SCHWER



EIN KAFFEE, DER ALLES VERÄNDERT

1 JAHR ZUVOR,
6 MONATE VOR DEM AUFBRUCH

Es war ein frostiger Montagmorgen im November. Die Sonne war gerade aufgegangen und badete die kühlen grauen Betonsäulen des Düsseldorfer Hauptbahnhofs in einem warmen orangen Licht.

Die krächzende Durchsage kündigte den mir bekannten Zug an: ICE 527 Wetterstein von Dortmund nach Nürnberg. Den Fahrplan kannte ich auswendig, der ICE fuhr die schnelle Strecke, hielt nur in Köln Messe/Deutz und Frankfurt Flughafen. In einer Stunde und dreißig Minuten würde ich am Frankfurter Hauptbahnhof aussteigen und mich in den wartenden schwarzen A8 setzen, der mich zu einem Frankfurter Geldinstitut fuhr. Kurz nach neun würde ich die Bank betreten, freundlich lächelnd die ersten Hände der drängelnden Kunden und Kollegen schütteln, und meine Arbeitswoche würde beginnen. Sie würde beginnen mit dem Hochfahren meines Rechners und dem Lesen meiner E-Mails. Mit den immer gleichen, sinnfreien Meetings und mit immer neuen, fantastischen Wünschen der Kunden. Wenn ich Glück hätte, würden die monotonen Tätigkeiten aufgehellt werden durch einen cholерischen Wutanfall des Projektleiters oder ein belangloses Bundesliga-Streitgespräch mit den Kollegen in der Kaffeeküche. Hoffentlich war die Woche bald zu Ende, dachte ich.

Mit einem lauten Quietschen fuhr der ICE ein, und zusammen mit einer Schar junger Männer und Frauen in dunklen Anzügen und strengen Kostümen nahm ich neben der Zugtür Aufstellung. Am Nebeneingang drängelte sich ein bärtiger, aufgedunsener Mann grob ins Innere. Mit bayrischem Akzent forderte er eine ältere, in orangene Leinenhosen gehüllte Dame auf, ihm Platz zu machen. Dann ver-

schwand er brummend hinter seinem dicken Rollkoffer im überfüllten Wagen der zweiten Klasse.

Ich folgte dem steten Strom aus dunklen Anzügen und Kostümen in den ruhigen Bereich der ersten Klasse. Hier gab es keinen wild gestikulierenden bayrischen Rüpel und keine in Esoterikfarben gekleideten Damen. Hier gab es nur adrette, junge Menschen, in dunkler, tailliert geschnittener Businesskleidung. Wie ein Schwarm fleißig dienender Ameisen bewegten sie sich stetig und unauffällig vorwärts. Jede Ameise hielt in der rechten Hand den Griff eines schwarzen Rollkoffers, auf dem eine schmale Laptoptasche befestigt war, in der linken Hand einen Kaffeebecher. Einheitlich verstaute sie die Kofferchen über den Sitzen und nahmen Platz. Ich blickte in die gestressten Gesichter der Berufspendlerkollegen, bei denen sich bereits jetzt die Sorgenfalten der Arbeitswoche auf der Stirn abzeichneten. Einige der Gesichter waren mir sehr vertraut. Man begegnete sich, kannte sich aber nicht.

Der ICE setzte sich in Bewegung und die Ameisen verschwanden hinter grauen Zeitungen oder begannen ihre ersten Telefonkonferenzen. Hier und da ertönte der bekannte Windows-Dreiklang, wenn eine Ameise ihren Rechner hochfuhr.

An diesem Morgen hatte ich bereits nach wenigen Minuten genug von all dem. Ich faltete die Süddeutsche zusammen, steckte sie in das blaue Gepäcknetz vor meinen Knien und begann, meine Ameisenkollegen näher zu betrachten. An dem weißen Pappbecher des Mannes neben mir blieb mein Blick hängen. Kaffee war das Einzige, was mir an diesem frühen Montagmorgen zwischen Powerpointfolien, Telefonkonferenzen und Smartphones vernünftig erschien. Seltsam, dachte ich, wie selbstverständlich wir alle diesen Kaffee tranken. Bei der hektischen Arbeit am frühen Morgen fiel vermutlich niemandem in diesem Zug auf, was da alle in sich hineinschütteten. Ein Coffee to go war mittlerweile ja eine Selbstverständlichkeit: »Einen Kaffee und ein Croissant. Zum Mitnehmen, bitte!« Vermutlich hatte keiner der Anwesenden in diesem Zug schon mal eine echte Kaffeepflanze gesehen. Und überhaupt, dieser Coffee to go, wie haben wir eigentlich Kaffee getrunken, als es noch keinen Kaffee zum Mitnehmen gab? All diese Coffee Shops, Starbucks, McCafés, Segafredos, Backshops – alles to go. Schnell einen Kaffee und auf dem Weg noch die Lieben zu Hause anrufen. Hatte der Coffee to go womöglich zu dieser Beschleunigung beigetragen, über die so viele in den letzten Jahren klagten? In den Ländern, in denen er angebaut wurde, gab es mit Sicherheit keinen so hektischen Kaffee zum Mitnehmen,

dachte ich. Aber wo kam der Kaffee überhaupt her? Kam Coffee to go womöglich aus Togo? Und wie schmeckt eigentlich Kaffee in Togo?

An meiner Nase zog das gelb leuchtende Logo der Bayer AG vorbei. Graue Fabrikgebäude und grüne Büsche verschwammen zu einer undurchsichtigen Masse. In meinem Kopf begannen die Gedanken zu kreisen. Sie kreisten um Kaffee und um fremde Welten, in denen es kein *to go* und keine Hektik gab.

Um mich herum nahm ich das Klicken von Laptoptastaturen und das Blinken und Surren von Smartphones wahr. Die Ameisen, dachte ich, trotz guter Bezahlung und teuren Anzügen waren sie keine Unternehmer, keine echten Manager, wie ihre Titel es versprochen. Sie waren fremdbestimmt, moderne Arbeitssklaven, gesteuert von blinkenden Smartphones und E-Mail-Programmen.

Und ich? Ich gehörte genauso dazu. Trotz Prokura, trotz Bonus und trotz Mitarbeiterverantwortung hatte ich doch nichts, was ich wirklich selbst entscheiden konnte. Ich steckte genauso im Hamsterrad wie all die anderen.

Eine schlanke Zugbegleiterin legte mir lächelnd eine dunkle Schokopraline auf den blaugrauen Ausklapptisch. Ein weiteres Lockangebot, mit dem man die Arbeitsameisen in der ersten Klasse befriedigte. Ich nickte ihr schweigend zu.

Als ich beobachtete, wie sie weiter durch den Gang ging und ihre Pralinen verteilte, wurde mir schlagartig klar, dass es so nicht weitergehen konnte. Nein, ich musste etwas ändern! Ich musste raus aus der Tretmühle, den Arbeitstrott hinter mir lassen und aussteigen. Nicht nur aus dem ICE und aus dem Pendeln nach Frankfurt, ich musste wirklich raus. Weg, weit weg! Nach Amerika oder Australien. Oder nach Afrika, wo der Kaffee herkam. Ich musste die engen schwarzen Lederschuhe abstreifen und barfuß über eine Wiese laufen, die gebeugte Haltung über dem Computer aufgeben und in einem See schwimmen. Ich musste raus aus dem Alltag und rein in ein echtes Abenteuer!

Mit einem schrillen Läuten riss mich mein Handy unsanft aus meinen Tagträumen. Es war mein Kollege, der wissen wollte, ob ich ihn in Frankfurt auf dem Weg zum Kunden mitnehmen könne.

»Kein Problem«, antwortete ich abwesend. Und in Gedanken fügte ich hinzu: »Ich werde aussteigen, abhauen! Krawatte und Handy beiseitelegen und mich aufs Fahrrad schwingen. Raus aus Deutschland. Raus aus Europa und nach Afrika. Nach Togo. Da werde ich halten und einen Kaffee trinken, einen *Coffee to go in Togo*.«

AUS DER NUMMER KOMM ICH NICHT MEHR RAUS!

FÜNF MONATE VOR DEM AUFBRUCH

Ich zweifelte an meinem Verstand! Togo, Afrika. Mit dem Fahrrad! Aber inzwischen war es zu spät. Es gab kein Zurück. Ich hatte soeben mit meinem Chef gesprochen und den Vertrag unterzeichnet. Begeistert war er nicht, mein Vorgesetzter, ließ mich aber zähneknirschend ziehen. Im Juli würde mich mein Arbeitgeber aus seinen Diensten entlassen, ein Jahr lang Urlaub. Oder Sabbatical, wie der Unternehmensberater das nennt. Nach einem Jahr würde ich mehr oder weniger in einem Stück zurückkommen und könnte meinen alten Job wieder aufnehmen. Alles war geregelt, unter Dach und Fach.

Dass ich eine Auszeit brauchte, konnte mein Chef verstehen. In den letzten Monaten hatten viele Kollegen gekündigt, schließlich war die Arbeit als Unternehmensberater trotz Reisekomfort und ordentlicher Bezahlung kein Traumjob. Als Consultant stand man stets unter Strom, es galt, illusorische Anforderungen von Kunden umzusetzen, Vorgesetzte mit Umsatz glücklich zu machen und die eigenen Mitarbeiter mit spannenden Aufgaben zu motivieren. Meine Kollegen und ich arbeiteten an großen Mergers, an BI-Implementierungen und globalen Process-Reengineering-Projekten. Oft wurden wir erst gerufen, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen war, und mussten Tage und Nächte in unbekannten Städten verbringen, um in den Bürotürmen fremder Unternehmen Konzepte zu schreiben und Lösungen zu entwickeln. Unsere Lösungen drehten sich um Balanced Scorecards und virtuelle Organisationen, um Management Dashboards, um Kennzahlen, Daten und andere, kaum greifbare Dinge. Nach einigen Jahren stressiger Projekte und unzähliger Nächte in Zügen, auf Flug-

hären und in fremden Hotelbetten fühlten sich viele Berater verschlissen und versuchten in Form einer neuen Anstellung ihre Work-Life-Balance wieder geradezubiegen.

Meine Kollegen und ich hatten kürzlich wieder eine besonders anstrengende Projektphase hinter uns gebracht, und als ich meinen Chef um ein persönliches Gespräch gebeten hatte, war er sogar froh, dass ich nur eine Auszeit forderte und der Firma nicht ganz den Rücken kehren wollte. Nur das mit Togo, das wollte er nicht verstehen.

»Ein Jahr Malediven, Bahamas oder auf die Kanaren, ja, das wäre was!«, hatte er gesagt. »Oder eine Rucksackreise durch Amerika, eine Auszeit in Australien! Es gibt so viele spannende Möglichkeiten. Aber Togo? Mit dem Fahrrad?«

Die Idee mit dem Fahrrad hatte sich einige Tage vor dem Gespräch gefestigt, als ich im Internet über Globetrotter und deren Reisen gelesen hatte.

»Mit einem Fahrrad reist man schnell genug, um fremde Länder zu erkunden, und doch langsam genug, um Menschen und Natur zu erleben.« So hatte das einer der Abenteurer formuliert, der mit Rad und Packtaschen die halbe Welt umrundet hatte. Der Satz hatte mich tief beeindruckt. Womöglich brachte er genau das zum Ausdruck, was mir in den letzten Jahren gefehlt hatte.

Auf alle Fälle war das Fahrrad das genaue Gegenteil zu meinen bisherigen Geschäftsreisen in der ersten Klasse. Ein Auto würde mich nicht weit genug bringen. Geografisch mit Sicherheit, aber nicht auf meiner inneren Suche. Womöglich war es die asketische Lebensweise, ein Jahr nur aus den Packtaschen zu leben. Vielleicht der sportliche Faktor, monatelang im harten Ledersattel zu schwitzen, anstatt im bequemen Vitra-Sessel im Büro zu sitzen. Was ich genau suchte, wusste ich nicht. Ich wusste nur, dass ich suchte. Ich wusste, dass ich eine Änderung wollte und auf Antworten hoffte. Antworten auf eine Frage, die ich bisher gar nicht formuliert hatte.

Was auch immer ich mir erhoffte, es war zu spät, einen Rückzieher zu machen. Der Vertrag für meine Auszeit war unterzeichnet, meine Kollegen informiert und die Übergabe meiner beruflichen Tätigkeiten hatte bereits begonnen.

Noch bedeutender als die Arbeit waren natürlich meine Freunde aus der Heimat und meine Familie. Denen hatte ich meine Idee ebenfalls schon erzählt, und nun konnte ich nicht mehr kneifen. Jeder in meinem Heimatort wusste inzwischen: Der Weber radelt mit seinem

pinken Fahrrad nach Togo, um Kaffee zu trinken. Nein, aus der Nummer würde ich nicht mehr rauskommen!

Einige Tage nach dem Gespräch mit meinem Chef setzte ich mich an die Vorbereitungen zu meiner Reise.

Togo, wo war das doch gleich? Viel wusste ich ja nicht über das ferne, fremde Land. Es soll mal eine deutsche Kolonie gewesen sein. Togoland, wie es einst hieß, am westlichen Zipfel Afrikas. Ein langgezogener, schmaler Streifen mit etwa 50 Kilometern Atlantikküste, umrandet vom großen Ghana im Westen und dem kleinen Benin im Osten.

Wie ich Togo überhaupt erreichen sollte, war mir schleierhaft. Vollkommen. Ich hatte nicht einmal annähernd eine Vorstellung. Sollte ich von Deutschland aus starten, würde es Sinn machen, über Spanien nach Marokko zu radeln. Von dort aus konnte ich vermutlich irgendwie entlang der Küste bis nach Togo fahren. Allerdings würde auf Marokko die Westsahara folgen, ein Territorium, das von Marokko annektiert worden war. Weder wusste ich etwas über die Sicherheitslage des eingenommenen Gebietes, noch, ob man in einer Wüste Fahrradfahren konnte. Auf die Westsahara folgte Mauretaniens, ein islamischer Staat, der zum Großteil ebenfalls aus Wüste bestand. Sollte ich von Entführungen und Anschlägen verschont bleiben, könnte ich in den Senegal reisen und dort das abenteuerliche Schwarzafrika betreten. Auf den Senegal würde ein Land folgen, das so winzig war, dass es kaum in meinem Atlas auftauchte: Gambia. Es war weder leicht, es auf einer Karte zu entdecken, noch verlässliche Informationen über das Land herauszubekommen. Danach würde es erneut in den Senegal gehen, in die von Rebellen besetzte Casamance, eine landschaftlich beeindruckende Region, die seit den 80er-Jahren in einem bewaffneten Konflikt versuchte, sich vom großen Senegal zu spalten. Weiter entlang der Küste würden mich Guinea-Bissau und Guinea erwarten, zwei Staaten, von denen ich kaum im Leben etwas gehört hatte. Mit den darauffolgenden Ländern Sierra Leone und Liberia konnte ich allerdings etwas verbinden, leider nur Tragisches wie Sklaverei, Bürgerkriege und Blutdiamanten. Als letzte Etappen würden die Elfenbeinküste und Ghana auf mich warten, bevor ich im kleinen Togo ankommen würde. Dort dann nur noch einen Kaffee trinken und wieder zurück.

Eigentlich klang das auch nicht anders als meine letzten Projekte, die ich als Unternehmensberater durchgeführt hatte: Ein unmögli-

ches Ziel, viel zu wenig Vorbereitung, ein enger Zeitplan, knappe Ressourcen, nicht abschätzbare Risiken und keine Idee für eine Backup-Planung. Damit befand ich mich also auf bekanntem Terrain, und es konnte losgehen. Frohen Mutes hinein in das neue Projekt.

TAUSCHE HOTELBETT GEGEN ZELT

VIER MONATE VOR DEM AUFBRUCH

Donnerstagabend in der Frankfurter Bankenmetropole. Ich hatte mich gegen die Afterworkparty im Kingka entschieden. Stattdessen lag ich in meinem Hotelzimmer im Bett und dachte nach. Das Bett war frisch bezogen. Die freundliche Putzdame hatte die Bettdecke getauscht, über die ich am Abend zuvor die Sojasoße vom Sushi ausgeleert hatte. Die Kopfkissen waren frisch aufgeschüttelt, auch frische Handtücher lagen im Bad. Gestern früh hatte ich die beiden kleinen Shampooflaschen in den Koffer gepackt, nun standen wieder neue da.

Ach, all die kleinen wiederkehrenden Freuden. Und die Ordnung! Ich würde das Hotelleben vermissen. Ich stopfte das extragroße Kissen hinter meinem Kopf zurecht, starrte an die Decke und dachte daran, wie furchtbar ungemütlich es wohl werden würde, wenn ich erst das Hotelbett gegen ein Zelt eingetauscht hatte.

Wann hatte ich überhaupt das letzte Mal gezelte? Das musste eine Ewigkeit her sein! Mit 16 bei den Pfadfindern, dachte ich. Heute war ich bereits 30, in dem Alter schläft man nicht mehr in einem Zelt – und als Unternehmensberater schon zweimal nicht!

Anfang der Woche war ich in einem riesigen Outdoorgeschäft gewesen, das von erfahrenen Abenteurern besucht wurde, um sich mit Kleidung, Kochutensilien, Schlafsäcken und anderem Equipment auszurüsten. Ich hatte mir dort ein Zelt gekauft. Ein Zelt für 549 Euro. Ich dachte, wenn es teuer ist, dann ist es bestimmt auch schön gemütlich.

Gemütlich war es nicht, dafür aber leicht. Nur zwei Kilo. Wie mein Firmenrechner. Ich hatte mich bewusst für ein schwedisches Fabrikat entschieden, denn die Menschen in Skandinavien wussten, wie man in der Natur überlebte und was man dafür alles brauchte. Insbeson-

dere die Schweden. Sie hatten Ikea erfunden, Volvo, Scania, AB&B und H&M, sie hatten Männer wie Björn Borg, Alfred Nobel, Dolph Lundgren und Zlatan Ibrahimović. Und dann hatten sie noch all die schwedischen Polarforscher und Entdecker. Ja, wenn ich mir ein Zelt kaufte, dann nur ein schwedisches!

Der schmächtige Verkäufer im Outdoorladen hatte ebenfalls stolz von einer schwedischen Firma geschwärmt.

»Die nähen die Zelte mit gekühlten Nadeln, damit sich die Nähte nicht zu weit ausdehnen. Der Zeltboden ist aus polyurethanbeschichtetem Nylon, das Außenzelt aus dreifach silikonbeschichtetem Perlon.«

Eine Weile hatte ich den Ausführungen des jungen Mannes gelauscht und die vielen Zahlen und Materialbeschreibungen mit vorsichtigem Nicken und »Aha, ist ja interessant« kommentiert. Nachdem er mir alle Vorzüge erklärt und das zusammengefaltete Zelt in die Arme gelegt hatte, strahlte er mich an.

»Da haben Sie wirklich einen tollen Kauf gemacht, ich gratuliere! Passen Sie nur auf, dass Sie das Zelt nicht direkt in der Sonne stehen lassen. Starke UV-Einstrahlung kann das Material auf Dauer beschädigen.«

»Wie bitte?«, entgegnete ich.

»Na, das ist natürlich bei allen Zelten so, auch im Premium-Segment. Wenn Sie lange Spaß damit haben möchten, sollten sie es eben vor zu starker Sonneneinstrahlung schützen. So ein Expeditionszelt nutzt man ja eh nur für echte Abenteuer und nicht für einen Campingurlaub.«

Aha, also kein Campingurlaub, hatte ich gedacht, als ich das 549 Euro teure Zelt an der Kasse einpacken ließ. Das würde ich bestimmt als allererstes machen, wenn ich in der Wüste um fünf Uhr morgens aufstand: das doofe Zelt einpacken, um es vor der Sonne zu schützen. Mannomann, ein Zelt, das man von Tageslicht fernhalten musste, so etwas hatte ich noch nie gehört. Vermutlich, weil die Schweden da oben so wenig Sonne hatten.

Da lag ich also in meinem Hotelbett und dachte über Outdoorausrüstung nach, während meine Kollegen sich beim Frankfurter Afterwork amüsierten. Am Montag hatte ich das Zelt gekauft. Drei Tage lang hatte ich es unberührt liegen lassen. An diesem Donnerstagabend wagte ich es schließlich und baute das Zelt auf. In meinem Hotelzimmer.

Es kostete mich eine halbe Stunde Arbeit und eine Macke in der Schreibtischlampe, die ich mit einer der Zeltstangen vom Nachttisch fegte. Dann stand das Zelt. Es war grün und oval und passte genau zwischen die Kante meines King-Size-Betts und die Badezimmertüre. Trotz der 549 Euro machte es auf mich keinen besonders vertrauenserweckenden Eindruck. Ich traute mich noch nicht einmal, mich hineinzulegen.

Da das Zelt den Weg zwischen mir und der Toilette versperrte, fasste ich mir schließlich doch ein Herz, öffnete den niedrigen Zeltengang und kroch vorsichtig hinein. So gut es ging machte ich es mir im Schneidersitz gemütlich und betrachtete durch das gelbe Moskitonetz den Fernseher an der Wand, in dem eine Wiederholung vom dritten Harry-Potter-Teil lief.

Die wiederhergestellte Nachttischleuchte ließ das Zeltinnere in einem sanften grünen Licht erstrahlen. Ich legte mich flach auf den Rücken und brachte dabei das Innenzelt, das mir trotz der 549 Euro erschreckend eng vorkam, in bedrohliches Wanken. Nach einem kurzen Schreckmoment beruhigte ich mich und versuchte, mir vorzustellen, wie abenteuerlich und fantastisch es wäre, nun im Wald zu liegen und bei einer sternenklaren Nacht einzuschlafen. Doch irgendwie konnte ich mich auf dem harten Boden des Hotelzimmers nicht recht konzentrieren.

Ich kroch aus meinem neuen Heim, blieb dabei mit meinem Fuß an einem der Abspannseile hängen und fiel mit einem lauten Krachen auf das vertraute King-Size-Bett. Als ich den Schrecken verdaut und mein Fußgelenk aus der Nylonschnur befreit hatte, wurde mir klar: Ich würde mein Hotelbett vermissen!

BESUCH BEIM TROPENARZT

DREI MONATE VOR DEM AUFBRUCH

Meine Vorbereitungen für den Tourstart waren in vollem Gange. Zwar wusste ich noch immer nicht, was genau mich in Afrika erwarten würde, aber auf Drängen meiner Mutter holte ich mir zumindest für meine Gesundheit Rat bei einem Experten. Zum verabredeten Zeitpunkt wählte ich die Nummer des Freiburger Tropeninstituts.

»Tropeninstitut Freiburg, Dr. Stephanie Schröder, guten Tag.«

»Guten Tag, mein Name ist Weber und ich werde in ein paar Wochen nach Afrika radeln, daher möchte ich mich erkundigen, welche Vorkehrungen man dafür treffen muss.«

»Herr Weber, guten Tag. Erzählen Sie bitte, wo wollen Sie denn genau hin?«

»Marokko, Sahara, Mauretanien, Senegal, Gambia, Guinea und so weiter. Immer an der Küste entlang bis nach Togo.«

»Togo, Moment, ich muss mir das mal auf der Karte ansehen.«

Es folgte eine Pause.

»Und was machen Sie dort?«

»Ich fahre Fahrrad und möchte Land und Leute kennenlernen.«

»Mit dem Fahrrad?«

»Ja.«

»Alleine?«

»Ja.«

»Und wo übernachten Sie?«

»Im Zelt.«

Es folgte eine weitere Pause.

»Mit Fahrrad und einem Zelt?«

»Ja.«

»Übernachten Sie denn auch bei Einheimischen?«